

Brugg und seine Umgebung in Reisebeschreibungen des 18. Jahrhunderts

Autor(en): **Holliger, Christian**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **95 (1985)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-901307>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Christian Holliger

Brugg und seine Umgebung in Reisebeschreibungen des 18. Jahrhunderts

« ... Am folgenden frühesten Morgen bestiegen wir wieder unser Schiffchen, das die Aar wie einen Pfeil trieb und wie der Vogel die Luft seine Wellen durchschneiden ließ. Die schäumende Fluth entblöbte öfters gräßliche Felsenstücken, die der Fluß bedeckt und manchen Schiffer unglücklich machten. Unser ruhiges Zutrauen in die unsrigen und die heitre Luft, die einen schönen Tag versprach, verheelten uns die Gefahr und erhielten unsre Seelen fröhlich.

Eine Stunde von Brugg fing die Sonne an, die Felder mit ihren Strahlen zu vergulden. Auf einer Anhöhe am Ufer der Aar entdeckten wir ein altes Gemäuer, zum Theil verfallen oder im Kriege zerstöhrt. Diese Trümmer sind das Schloß Habsburg. Sie beweisen die damalige Geringfügigkeit des Hauses Österreich, das jetzt auf fast allen Thronen Europas sitzt, aber von da aufbrach, um den Gipfel der größten Macht zu erringen.

Wir schwammen schnell herab nach Brugg. Hier drängt sich die Aar zwischen enge senkrechte Felsen und schießt unter dem einzigen Bogen, der ihr zur Brücke dient, schäumend hindurch. Brugg ist eine niedliche Stadt, deren Wappen die eigne Abbildung ihrer Brücke ist. Sie zählt 1500 Seelen.

Hier verließ ich mein Boot und sah innerhalb drey Stunden drey der mächtigsten Ströme; die Aar, aus der ich kam; die Reuß, über die ich setzte, und die Limat, an deren Ufern ich wanderte. Sonderbar genug! Alle drey vereinigen sich in demselben Punkte. Die Aar gleicht der Garonne und giebt dem Rhein nichts nach, da wo sie in ihn fällt. Die Reuß ist viel unbedeutender, aber eben so schnell und der Seine unter der Königsbrücke zu Paris ähnlich. Noch steht ihr die Limat nach; aber nicht in der Strenge des Stromes. Ihr dampfend milchweißes Wasser drängt sich durch tiefe Ufer bis nach Baden, wo ich ihr aufwärts nachgieng.

Ohnweit Brugg zwischen der Aar und der Reuß nahe an ihrem Zusammenfluß liegt Königsfeld, so benannt von der Mordthat, die hier Johann von Habsburg an seinem Oheim, Kaiser Albert von Österreich, wegen Vorenthalt väterlichen Erbes, verübte. Der Kaiser unterlag den Streichen des Mörders und seiner Mitverschwornen im Gesichte der Seinigen. Den Ort des

Todes bezeichnet jetzt eine Kapelle, wo mehrere österreichische Fürsten begraben liegen.

Das Dorf Windisch, nahe bey Königsfelden am Ufer der Reuß, ist auch ein Denkmal der Unbeständigkeit irdischer Dinge. Es war dieses das vormalige Vindonissa der Römer. Noch finden sich hier Trümmern seiner Größe. Man muthmaßt, es habe sich bis an das Schloß Altenburg, vermuthlich der Römer Castrum Vindonissense, erstreckt; denn dieser Zwischenraum enthält eine Menge Alterthümer.

Alte römische Wasserleitungen führen noch das benöthigte Wasser Königsfelden zu. Vindonissa war sehr fest. Im sechsten Jahrhunderte soll das hiesige Bisthum nach Kostniz¹ verlegt worden seyn.»

François Robert
Reise in die dreyzehn Cantone der Schweiz
Berlin 1790, Teil 1, S. 154–156

Die Schweiz mit ihren Gebirgen und deren Einwohnern hatte im 18. Jahrhundert das Interesse der Gebildeten Europas gefunden und war zu einem beliebten Reiseland geworden, nachdem Albrecht von Haller (1708–1777) die poetische Darstellung seiner Alpenreise in «Versuch Schweizerischer Gedichten» 1732 veröffentlicht hatte. Erst aber in den siebziger Jahren begann auch eine grosse Menge die Schweiz betreffende Reiseliteratur zu erscheinen, geschrieben von Angehörigen einer schmalen, privilegierten Oberschicht, die sich den Luxus einer Schweizerreise leisten konnte. All jene, die von der Reismode angesteckt waren, sich aber ein solches Vergnügen versagen mussten, und es waren deren viele, griffen mit Begeisterung zu diesen Büchern, um ihre Neugierde zu stillen. Dem trugen auch die Reisebeschreibungen Rechnung; sie dienten zwar zur Vorbereitung einer Reise, waren aber keine eigentlichen Reiseführer, sondern tagebuchartige Aufzeichnungen oder in Briefform abgefasste Beschreibungen der Erlebnisse und Empfindungen, durchsetzt mit vielen gelehrten und anekdotenhaften Erläuterungen zu den einzelnen besuchten Orten, denn die damaligen Reisen waren ausgesprochene Bildungsreisen. Es ging nicht nur darum, die Schönheit und Erhabenheit der Natur zu bewundern, sondern sie auch mit den grossen Begebenheiten der Geschichte und Gegenwart zu vereinen. Dementsprechend suchte man das auf, «was es an jedem Ort an Alterthümern, historischen Denk-

malen, öffentlichen Gebäuden, nützlichen Instituten, Merkwürdigkeiten der Natur, seltenen Sammlungen, schönen Aussichten, Männern, welche sich in den Wissenschaften, den Künsten oder der Landwirthschaft auszeichnen, wichtiges hat»².

Die Region Brugg gehörte im 18. Jahrhundert nicht zu den wichtigen Stationen, die man auf einer Schweizerreise zu besuchen pflegte. Auch lag sie nicht an den bevorzugten Reiserouten, die entweder von Schaffhausen und dem Rheinfall nach Zürich oder von Basel über Solothurn nach Bern führten, und mancher, der direkt von Zürich nach Bern zog, benutzte die grosse Strasse, die über Lenzburg ging. So sind es verhältnismässig wenige, die auch diese Region besuchten, deren Hauptsehenswürdigkeiten Königsfelden, die Habsburg und das Bad Schinznach waren.

Bei *Gottlieb Konrad Christian Storr* liegt das Augenmerk weniger auf den Sehenswürdigkeiten, die jeweils nur in kurzen Sätzen erwähnt werden, als vielmehr auf Alltäglichkeiten, die sonst für den Bildungsreisenden weniger beachtenswert waren. Storr war Professor für Medizin in Tübingen; er unternahm die Reise 1781 auf Einladung der Naturforschenden Gesellschaft Zürich, der er auch seinen Bericht darüber in Dankbarkeit widmete:

« . . . An dem Ende des Thals wird man , bei dem ersten bernischen Dörflgen Stelle³, auf einer Fähre über die Aare gesetzt, und kommt dann nach Bruck, einem artigen Städtgen an einer hohen Felswand, mit einer auf Felsen gestützten Brücke über die Aare. Als ich dieses Städtgen mit Vergnügen betrachtete, erinnerte mich sein Name an die ganz verschiedene Vorstellung, die ich mir ehemals von dem reizlosen Orte gemacht hatte, der einem Zimmermann die Flamme des Geistes auszulöschen drohte.⁴ Daran hatte nun freilich das äusere der Stadt wol den wenigsten Antheil.

Auch die Gegend um Bruk ist nicht ohne eigne Vorzüge. Zwischen den nächsten Bergen, hinter welchen der Jura einen seiner höchsten Gipfel, den Bözberg erhebt, zieht sich ein angenehmes Thal hin, mit malerisch gestellten Bergschlössern an den Seiten. [. . .]

Der Eintrit in das berner Gebiete kündigt sich von allen Seiten auf das vortheilhafteste an.

Die Landstrasen unterscheiden sich sogleich durch ihre vortrefliche Beschaffenheit; Auch werden sie mit der aufmerksamsten Sorgfalt unterhalten.

Kein Lastwagen darf über 40 Centner führen, welches zu untersuchen, an verschiedenen Orten, sie zu wägen, Anstalt gemacht ist; Die Hemmketten sind verboten, und an ihrer Stelle müssen die Fuhrleute sich hölzerner Hemmschleifen oder Hemmschuhe bedienen.

Der Wolstand des bernischen Landmanns vergnügt in allen Stücken das Auge. Wolgebaute, fruchtbare Felder, ansehnliche Baurenhöfe, hübsche Dörfer wechseln mit ununterbrochener Annehmlichkeit ab; In der Ferne hervorragende Bergschlösser, und näher an der Strase schöne Landhäuser verzieren das Gemälde. Froh und sich fülend schaut das Landvolk dem durchreisenden ins Gesicht, und vermeidet nicht, dagegen betrachtet zu werden, in sichtbarem Bewustseyn der Vorzüge seiner Gestalt, die auch in der Kleidung nicht vernachlässigt wird; Insbesondere sezen die berner Landmädgen in die Feinheit ihrer Strohhütgen einen grosen Werth. Ein solches Hütgen von der gleichsten und feinsten Arbeit, das ohne alle Verzierungen 2 Louisd'or kosten kan, findet in bernischen Baurenhöfen ohne Anstand Käuferinnen.»

Gottlieb Konrad Christian Storr
Alpenreise vom Jahre 1781
Leipzig 1784, Teil 1, S. 47–49

Wer von Basel nach Zürich reiste, passierte das damals noch österreichische Fricktal und betrat zwischen Hornussen und Bözen den Kanton Bern, um den Bözberg zu überqueren. Diesen Weg machte am 21. September 1776 der junge *Karl Gottlob Küttner* (1755–1805) aus Sachsen, der seit März 1776 in Basel wohnte und von dort aus mehrere Reisen unternahm:

« . . . Man kommt nun in den Canton Bern, und das erste, das einem da in die Augen fällt, ist ein hoher Berg, über den eine steile und höchstelende Straße führt. Der Canton hat eine neue abstecken lassen, die freylich erst in etlichen Jahren fertig werden, aber dem Canton sehr viel Ehre machen wird. Diese neue Straße bekommt eine von der alten ganz verschiedene Richtung, und geht bey weitem nicht so hoch den Berg hinan. Als wir auf der höchsten Höhe der alten Straße waren, fühlte ich eine scharfe rauhe Luft, und endlich fing es gar an zu schneyen.

Auf beiden Seiten des Berges wohnen Leute, die Pferde halten, um sie den Reisenden als Vorspannen zu leihen. Man sagt mir, daß Güterwagen

manchmal zwölf Pferde, außer den ihrigen, vorspannen müssen. Dieses hält die Reisenden sehr auf, um so mehr, da man in der Schweiz nichts von Postpferden weiß. Man nimmt gewöhnlich für die ganze Reise, die man zu machen denkt, einen Lohnkutscher, den man täglich sechs französische Livres, oder einen sogenannten Laubthaler für jedes Pferd bezahlt. Dafür unterhält er sich und seine Pferde; aber man muß ihm auch die Tage, an denen man stille liegt, so wohl als seine Rückreise im Falle man nicht selbst mit ihm zurückkommt, bezahlen.

Man sagt, die Schweizer wollten die Extrapost in ihrem Lande nicht einführen, damit der Reisende desto länger aufgehalten werde, und desto mehr Geld im Lande lassen müsse. Ich weiß nicht, wie weit das wahr seyn mag; fast sollte man es glauben, wenn man sieht, wie theuer alles in den Wirthshäusern ist. Wer mit seinem eigenen Wagen und Bedienten reist, der muß oft an kleinen Orten, wo keine Table d'Hôte ist, bis auf einen Laubthaler, par tête, für eine Mahlzeit bezahlen. Demungeachtet aber glaube ich, daß sich für den Mangel der Postpferde eine andere Ursache angeben läßt. Die verschiedenen Cantone müßten zu so einer Einrichtung zusammentreten, und bey allen solchen Gelegenheiten können sie gewöhnlich nicht einig werden. In den sogenannten kleinen Cantonen können Postpferde nie Statt finden, weil man an den wenigsten Orten fahren kann.»

Karl Gottlob Küttner
Briefe eines Sachsen aus der Schweiz
an seinen Freund in Leipzig
Leipzig 1785, Teil 1, S. 160–161

Diesen Weg beschreibt auch einer der Brüder *Bridel*, *Philippe-Sirice* (1757–1845) und *Jean-Louis* (1759–1821); beide waren Pfarrer und gehörten zu den bekanntesten schweizerischen Reiseschriftstellern:

«Ich eile also, über die Grenzen zu gehen, um in den Kanton Bern zu kommen; und wenn ich es auch nicht zum voraus wüßte, so würde ich es dennoch bald wahrnehmen, daß ich in der Schweiz bin, weil hier der Ackerbau schon weit blühender, die Dörfer mehr bevölkert sind, und die Bauern weniger schlechte Häuser haben. Denn obschon es hier eine der minder fruchtbaren Gegenden dieses Kantons, und der dortige Boden ungemein dürre und hart ist, so kömmt ihm doch eben die Vergleichung mit dem neben liegenden

Frickthal sehr wohl zu statten. Hier durchkreuzt eine prächtige Landstraße den letzten Arm des Jura, den Bözberg, der bey den Römern unter dem Namen Mons Vocetius bekannt war. Wenn man auf den höchsten Punkt dieses Weges gekommen ist, öffnet sich eine der ausgedehntesten Aussichten, einer geographischen Carte gleich. Man erblickt die Aare in ihren langen und manigfaltigen Krümmungen; eine Menge kleiner Städte, Dörfer und Schlösser, schmücken ihre Ufer. Da erhebt sich der alte Sitz des Hauses Habsburg, der aber weiter nichts Großes hinterließ, als das Andenken an dasselbe, und nichts Merkwürdiges als die Bäder zu Schinznach, über welche er emporsteigt. Dafür bietet eine angenehme Mischung von Feld und Wald, von Hügeln und Ebenen mit Wohnungen übersät, und von Heerstraßen durchkreuzt, dem Auge einen dädalischen Garten dar, in welchem man sich mit der größten Lust verirret.

Die kleine Stadt Brugg, eine von den vier privilegierten Municipalstädten im Aargäu, welche am Fusse jenes Berges steht, hat ebenfalls nichts sehnswürdiges, als die Brücke über die Aare, welche dem Ort seinen Namen giebt. Diese Brücke muss sehr alt seyn, weil da jederzeit ein ungemein besuchter Paß war; und der Fluß, welcher hier zwischen zwey Felsen gedrängt ist, gab ohne Zweifel den natürlichen Anlaß, gerade in dieser Gegend das eine Ufer mit dem andern zu verbinden. Zwey Köpfe von erhobener Arbeit, welche man bey dem Hinübergehen über die Brücke bemerkt, haben den Charakter einer halb barbarischen Sculptur. Einige Gelehrte behaupten, der eine sey der Kopf des Attila, welcher ehemals diese Gegend verwüstete. Es mag seyn; immer würd' ich hier lieber den Kopf des Stifters oder des Baumeisters der Brücke, als das häßliche Gesicht jener Geißel der Menschheit erblicken.⁵

Beym Ausgange von Brugg kömmt man bald an einen in unsern Annalen sehr berühmten Ort, nämlich nach der sekularisirten Abtey Königsfelden; allein nicht das Feld des siegreichen, triumphirenden, und mit Ruhm überhäuftten Königes – nein! sondern das Feld des ermordeten Alberts von Österreich, des zweyten Kaisers aus diesem Hause, der, von seinem Neffen bey der Überfahrt ermordet, in dieser letzten Stunde seines Lebens von jedermann verlassen, und nur noch einige Augenblicke von einer jungen Bäurin gepflegt wurde, in deren Armen er den 1. May 1308. seinen Geist aushauchte. Nachdem seine Wittib Elisabeth, und seine Tochter Agnes, diesen Mord zu rächen, eine Menge Edelleute aus diesen und den benachbarten Gegenden umbringen ließen, stifteten sie bekanntlich aus dem blutigen Raub ein prächtiges Kloster. Der Hochaltar wurde gerade an die Stelle gesetzt, wo Albert Todes verblich. Denkmäler und Inschriften verewigten den rachgie-

Kleine
Fußreisen

durch die
Schweiz.

Aus dem Französischen

der

Herrn Gebrüder Bridel.

Erster Theil.

Zürich,

1 bey Orell, Geßner, Füßli und Compag. 1797.

Malerische Reise

durch

einen großen Theil der Schweiz

vor und nach der Revolution.

Mit 56 Kupferblättern und Ansichten.

Jena,

bey H. W. E. Seidler.

1805.

2

Angenehmer
Zeitvertreib

in den

Bädern zu Baden,
in der Schweiz, zu Schinznach
und Pfeffers,

Nebst der Beschreibung und Verglei-
chung ihrer Wasser mit den Bädern zu
Schwalbach und andern des Reichs.

Alles mit artigen Geschichten und andern
vorhin noch nie bekannt gemachten Neuigkeiten
sowohl nützlich als anmuthig
verfaßt,

Und mit Kupfern gezieret.

Aus dem Französischen übersezt.

Danzig, 1739.

3

Briefe
eines Sachsen

aus der Schweiz

an

Seinen Freund in Leipzig.

Erster Theil.

Leipzig,

im Verlage der Dyckschen Buchhandlung,

1785.

4

rigen Schmerz dieser beyden Fürstinnen, welche in ihrer grausamen Verfolgung Unschuldige mit Strafbaren vermischten; sie wurden hernach beyde eben daselbst begraben. Eben so die beyden Leopolde von Österreich, von denen die Schweizer den einen bey Morgarten überwunden, und den andern bey Sempach getödtet hatten; und neben ihnen der größte Theil der Edeln, welche auf diesem letztern Schlachtfeld geblieben waren. Jene alten Wapenschilder, durch welche der Stolz den Tod überlebte, jede Fensterscheiben welche die Geschichte der beyden Königinnen darstellen, alle diese Denkmäler der Rache, der Trauer, und der ehemaligen Herrlichkeit, verdienen von jedem nachdenkenden Reisenden beobachtet zu werden. Übrigens sind seit einigen Jahren die meisten dieser königlichen Gebeine nicht mehr hier. Maria Theresia hat sie zurückbegehrt, so wie die Leichname einiger anderer Prinzen ihrer Familie, welche einst in dem Münster zu Basel ruheten. Sie wurden i. J. 1770. ausgegraben, und nach St. Blasien im Schwarzwald gebracht, wo sie neue Gräber fanden, die ihrer würdiger waren, als die, welche sie bey den ehemaligen Feinden ihres Hauses bewohnt haben.»

Kleine Fußreisen durch die Schweiz
Aus dem Französischen der Herren
Gebrüder Bridel
Zürich 1797, Teil 1, S. 6–10

Manch einen hatte auch das Schicksal der Attentäter stark berührt, insbesondere dasjenige des Freiherrn von Wart und seiner Gattin. Ausführlich berichtet der Schriftsteller *Heinrich August Ottokar Reichard* (1751–1828) aus Gotha darüber:

«Der Verschwornen waren sechs, von welchen nur der Freyherr von Wart, ruhiger Zuschauer blieb, und nicht sein Schwert in Alberts Blut tauchte. Und doch! seltsames Schicksal! büßte er für jene allein. Er wurde von seinem Vetter, der davon den Zunamen des Kaufmanns erhielt, für eine Summe Geldes verrathen, und verurtheilt lebendig gerädert, und auf das Rad geflochten zu werden, wo er erst nach drey Tagen seinen Geist aufgab. Sobald die Nacht anbrach, kam seine junge und schöne Gemahlin, aus dem Hause Balm, unter das Rad, stand ihm bey, sorgte für ihn, wie wenn er auf dem Todtbette läge, betete mit ihm, und milderte ihm, so viel sie vermogte, die ungeheuere Marter, die er ausstehn mußte. Vergebens beschwor er sie, sich zu

entfernen, weil er durch den Anblick ihres Jammers doppelt leide. Sie aber, deren Geistesstärke, besonders in einem Zeitalter wie das unsrige, eben so unbegreiflich scheinen wird, als diese Probe ihrer ehelichen Liebe, sie verließ ihn nicht eher, als bis sie ihm nach der langen, schrecklichen Pein, endlich die Augen schließen konnte. Von dem Fuß des Schavotts begab sie sich nach Basel, wo sie, «geliebt und bewundert von aller Ehrbarkeit», sagt ein altes Zeitbuch, in der Blüthe ihrer Jahre dahin welkte, und ihr Andenken im Geruch der Heiligkeit hinterließ. Herzog Johann von Schwaben, entkam verkleidet als Bettler, nach Pisa, und starb bald darauf in einem Kloster; von Eschenbach, hütete 25 Jahre lang im Württembergischen die Viehheerden, und gab sich erst auf seinem Todbette, dem Priester zu erkennen, der ihm die Sakramente reichte: von Balm blieb zu Basel ebenfalls bis an sein Ende, in einem Nonnenkloster ungekannt; die beyden andern, Tägerfelden und Finstinger, sind verschollen, ohne daß man je erfahren, was aus ihnen geworden. Als zu Ende des vorletzten Jahrhunderts, die Franzosen unter Ludwig XIV. die Pfalz und Rheingegenden verheerten, und im Dom zu Speyer, die Gräber der Kayser erbrachen, und ihre Gebeine zerstreuten, erkannte man, beym



dessiné par l'original P.P. de Bern.

VUE DE L'ABBAYE ROYALE ET SECULARISÉE DE KÖNIGSFELDEN,
où plusieurs Rois et Princes de l'Auguste Maison d'Autriche ont été Inhumés.

A. P. D. R.

5

Wieder-Begraben ihrer Reste, Alberts Schädel, an der gräßlichen Wunde, die ihm Eschenbachs Schwert versezte.

Heinrich August Ottokar Reichard
Malerische Reise durch einen großen
Theil der Schweiz
Jena 1805, S. 46–48

Der Zustand der Klosteranlage in Königsfelden war im ausgehenden 18. Jahrhundert nicht mehr der beste; hierzu bemerkte 1791/92 der dänische Professor *Sneedorf* aus Kopenhagen:

«Dieß Kloster ist jetzt in ein Kornmagazin und in eine Tollkiste verwandelt; doch zeigt man noch eine Kapelle, und die Zelle, in welcher Alberts Tochter, Agnese, Königin in Ungarn, ihr Leben beschloß.»

Sneedorf
Briefe eines reisenden Dänen
Züllichau 1793, S. 141

Auch *Küttner* (s.o.S. 56) besuchte das Kloster 1776 auf einem Ausflug, während er in Bad Schinznach bei der Tagung der Helvetischen Gesellschaft weilte (s.u.S 69):

«Sie wissen, Kaiser Albert I. ward in dieser Gegend erstochen. Seine Wittwe Elisabeth und ihre Tochter Agnes baueten an dem Orte ein Frauenkloster, mit einer ansehnlichen Kirche. Der Altar steht gerade auf dem Flecke, wo Albert, abgemattet von seinen Wunden, zu Boden fiel. An den Wänden der Kirche hängen die Bildnisse des Herzogs Leopold und aller der österreichischen Ritter, die in der Schlacht bey Sempach blieben. Die ganze Kirche ist davon voll: sie sind gut erhalten, in einer betenden Stellung, aber elend gemalt. Im Kloster zeigte man uns die Zelle der Königin Agnes, in der Sie und ich nicht wohnen möchten, wenn sie auch gereinigt und ausgeputzt wäre. Ihr Geld- und Schmuckkasten, den man da zeigt, mag eher ein Behältniß schmutziger Wäsche gewesen seyn, so groß und schlechthgearbeitet ist er⁶.»

Karl Gottlob Küttner
Briefe eines Sachsen aus der Schweiz
an seinen Freund in Leipzig
Leipzig 1785, Teil 1, S. 94-95

Ein besonderes Reiseziel war das Bad Schinznach, das nicht nur von den Bildungsreisenden besucht wurde, sondern das man auch zum reinen Vergnügen oder bei gesellschaftlichen Zusammenkünften aufsuchte. Dementsprechend vielfältig sind auch die Nachrichten darüber. Die für den Reisenden des 18. Jahrhunderts wichtigsten Informationen teilt Reichard (s.o.S. 60) mit:

«Man sollte das Bad nicht Schinznacher, sondern Habsburger nennen. Denn das Dorf, welches jenen Namen trägt, liegt jenseits des Aarflusses, eine kleine Stunde entfernt, hingegen der Hügel, mit den alten Mauern von Habsburg, kaum eine Viertelstunde weit; und in anmuthiger, klösterlicher Einsamkeit, an seinem Fuße, die Gruppe von kleinen und großen, theils getrennten, theils verbundenen, Gebäuden, welche das Bad ausmachen. Die Entdeckung der Heilquelle geschah im Jahre 1658. Sie verschwand 1670 durch das Austreten des Stroms, und erst 1690 ward sie wieder gefunden, in einen eichenen Sod gefaßt, und durch Dämme gegen den Strom gesichert. Man trinkt und badet. Der Zufluß aus der Nähe und Ferne ist sehr groß; Neigung zu gesellschaftlichen Vergnügungen ziehn fast eben so viel Personen hierher, als Bedürfniß der Gesundheit. Nirgends sind vielleicht an einem kleinen Ort so viele mancherley Arten von Fuhrwerk, als hier, zu sehen. Sonderslich an Sonntagen, wo Gottesdienst im Gesellschaftssaal gehalten wird, ist Alles lebhaft und Menschenvoll, und die Trachten des Landvolks der benachbarten Länder und Kantone, erscheinen so gut im Schmuck, als die Moden und der Luxus der Städter.»

Heinrich August Ottokar Reichard
Malerische Reise durch einen großen Theil
der Schweiz
Jena 1805, S. 42–43

Mit dem erwachten naturwissenschaftlichen Interesse versuchte man auch, durch empirische Untersuchungen die Geheimnisse und Qualitäten des Schinznacher Wassers zu erforschen. Der Chemiker *Johann Gerhard Reinhard Andreae* (1724–1793) aus Hannover unternahm 1763 eine Reise in die Schweiz, um die hiesigen fachwissenschaftlichen Bestrebungen kennenzulernen. Bei diesem Anlass untersuchte er auch die Wasser von Baden und Schinznach. Eine erste Analyse machte er vor Ort am

7. September 1763, die einen Einblick in die damals noch in den Anfängen steckenden Methoden der chemischen Analyse gibt. Weitere Proben nahm er mit nach Hannover, wo er durch Untersuchungen Kalk und Kochsalz nachwies, nicht aber die bereits durch den Geruch feststellbaren Schwefelverbindungen:

«Das Bad von Schinznach hat sehr ansehnliche Gebäude, und eine angenehme, teils offene, teils waldigte Lage. Ein vormaliger Leibarzt und Hofraht des verstorbenen Herzogs Clemens von Baiern, Herr Schwachheim, ist der Eigentümer davon.

Eine einzige Quelle giebt das nöthige Wasser her, das der Herr S. aber noch niemals untersucht hat. Es hat eine laulichte geringere Wärme, als das zu Baden, und muß gewärmet werden, ehe man es ins Bad leitet. Sein Geschmack und Geruch ist faul.

Ich komme unvermerkt in die Beschreibung dieses Wassers, die ich Ihnen, mein Herr, wie des Badenschen, für ein andermal vorbehalten hatte. Aber mein Brief ist doch so gar lang noch nicht; was schadet es, daß ich die mit beiden angestellten Proben noch einrücke! Hier sind sie:

Das Schinznacher Wasser.

Mit Galläpfeln – keine Veränderung

Mit Schwefelauflösung – etwas milchigt.

Mit Akeleiblumentinctur – kaum grün.

Blei in Salpetersäure – schwarz und trübe, auf der Oberfläche glänzend.

Eisenvitriolwasser – etwas trübe und oben schwärzlich.

Quecksilber in Salpetersäure – am Boden milchigt, schwarze Flokken, hernach schwarze mit weissen Flokken.

Sublimat – am Boden weiß, oben schwarze Flokken.

Mit Salz- und Vitriolsäure – keine Veränderung.

Auch nicht mit Salmiak.

Mit wässerigem Salmiakgeist – schwach milchigt.

Mit Weinsteinwasser – milchigt.

Mit Alaunwasser – weniger und kaum milchigt.

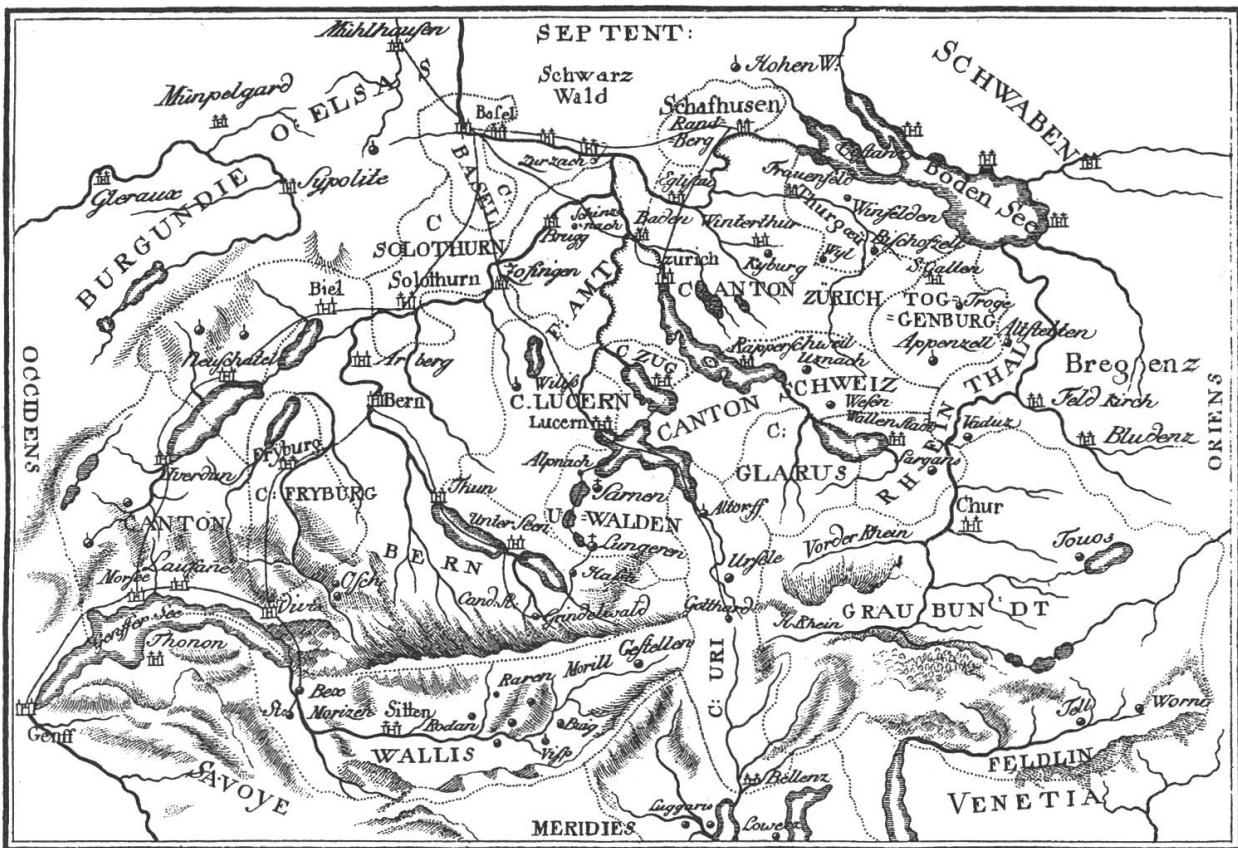
Briefe

aus der

Schweiz

nach Hannover geschrieben

in dem Jahre 1763.



Zweiter Abdruck.

Zürich und Winterthur, bei Joh. Caspar Füeßli Sohn; und in Commission
bei Heinrich Steiner und Comp. Buchhändlern.

1776.

6

65

*Mit Alcalischer Blutlauge – auch so.
Mit Silber in Salpetersäure – braun.
Silber selbst lief von seinem Dunst an, und stärker wie zu Baden.»*

Johann Gerhardt Reinhart Andreae
Briefe aus der Schweiz nach Hannover
geschrieben, in dem Jare 1763
Zürich 1776, S. 73

Das zum Teil recht galante Leben der Badegäste beschreibt *David François de Merveilleux* († 1748). Der aus Neuenburg stammende Arzt war Offizier in Frankreich, Sekretär und Dolmetsch des französischen Königs bei den 3 Bünden (Graubünden):

«*Mein Herr,*

Ich habe die Ehre, Ihnen aus den Bädern zu Schintznach so unten am Schloß Habsburg liegen, und die man auch die Bäder von Habsburg nennet, zu schreiben. Diese Bäder sind wegen ihrer Tugend und wegen der guten Eigenschaft ihrer Wasser, unschätzbar, ob man schon verbunden ist, sie warm zu machen, so ist es doch deswegen sehr wahrscheinlich, daß die Hauptquelle davon heiß sey. Gleichwie aber dieselbe mitten in dem Fluß Aare, der sehr tief, und eines reissenden Stroms ist, entdeckt worden, so ist nicht möglich gewesen, so tief zu graben, daß man das Wasser dieses Flusses von der Quelle dieser so heilsamen Wasser, gänzlich absondern können. Man hat sichs viel Mühe kosten lassen, diese Bäder zu der Vollkommenheit, worinnen sie sich gegenwärtig befindet, zubringen. Sintemahl sie noch viel erstaunlichere Curen verrichten, als die Bäder zu Baaden, die doch schon auch zu der Römer Zeiten so berühmt gewesen sind, Schintznach würde meines Erachtens bey alten Wunden alle bekannte Bäder übertreffen, wenn man es so weit hätte bringen können, ihre Wasser recht rein und unvermischt zu erlangen.

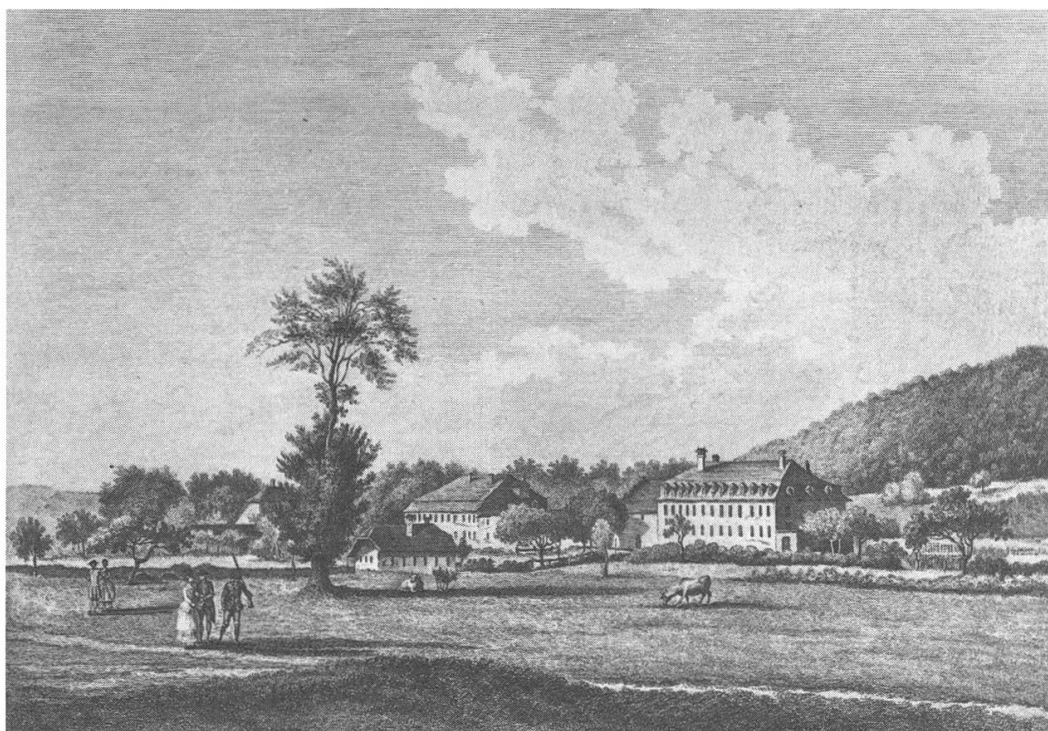
Ich werde Sie vielleicht in Verwunderung setzen mein Herr, wenn ich Ihnen zu erkennen gebe, daß, ungeachtet ich mich mitten im Schweitzer Land befinde, ich dennoch daselbst Frauenzimmer von Verstand, und recht liebenswürdiges Frauenzimmer antreffe, die von noch besserm Umgang sind, als unsere Engelländerinnen, und die die allerflüchtigsten Manns Personen zu fesseln wissen. Einige durch die allerverschlagensten Liebes-Streiche, und andere durch eine in ihrem äuserlichen Thun so wohl eingerichtete

Ehrbarkeit und scheinbare Einfalt, daß es schwer ist, sich von ihnen nicht hinter das Licht führen zu lassen. Man trifft hier Weibs-Bilder an, die rechte edle Gedancken hegen. [. . .]

Es hat uns hier an keiner Art der Lustbarkeiten gefehlet. Ich habe Gelegenheit gefunden, mich wegen des Verlusts meiner Baslerinnen gar bald wieder zu trösten. Wir beschliessen nun würcklich den andern Tag von einer Bauer-Hochzeit, worauf sich mehr als hundert und sechzig vornehme Personen beyderley Geschlechts befunden. Den ersten Hochzeit Tag gieng es zwar lustig her, den andern aber noch weit lustiger. Die Schweitzerischen Bäuerinnen sind weiß, haben sehr zarte Züge, und eine sehr ordentliche Gesichtsbildung, allein es ist nicht zu sagen, wie leichtsinnig, flüchtig und unbeständig sie sind. Bishero habe ich so reine Wollüste mit ihnen genossen, als Tarquinius von der keuschen Lucretia zu erhalten hoffte. Wenn dieses so fort dauert, so glaube ich, daß dieses Geschlecht nebst der Treue, welches fast die vornehmste Eigenschaft ist, so die Schweitzer an sich haben, es den Ruhm vor allen Weibern in andern Ländern davon tragen werde.

Ich kan nichts besonders aus den Reden der Herren Medicorum abnehmen, woraus die Wasser zu Schintznach bestechen, ausser, daß sie sagen, daß dieselben viel Mineralien bey sich führten. Sie sind schweflicht, und haben mir meine güldene Uhr auf dem Rande in einer Cammer, die über sechshundert Schritte von der Quelle ist, ganz schwartz gemacht. Sie werden mich fragen, wie dieses seyn könne? ich antwortete, der Dampf von den Bädern legt sich in die Kleider ein, und dieser ist starck genug, alle güldene Sachen zu schwärtzen, wenn man sie auch in einem Fell-Eisen verwahret hätte. Über dieses leget er sich, so oft man aus den Bädern zurück kommt, allemahl wieder von neuem in die Kleider ein. Die schweflichten Theilchen sind mit vielen martialischen oder eisenhaften Theilchen vermischet, daher diese Wasser dem gantzen Geblüte zu einer so vortreflichen Reinigung dienen. Dessen ungeachtet, habe ich doch keine Lust mich zu baden, allein man muß solches bisweilen thun, sonst würde man sich bey der Gesellschaft verdächtig machen, als ob man nichts als eine Jungferschaft oder dergleichen zu erlauschen suchte. Denn ich halte davor, daß wohl schwerlich jemand zu finden ist, der nicht eher etwas anderes als Wasser und Brodt essen wolte, bis er eine erschnappet hätte. Ein solcher würde auch in diesem Lande übler hinweg kommen, als die Mönche, die ihren Namen in der Frantzösischen Sprache von der Klappe oder Falle führen, und zu einem sehr stengen Leben verbunden sind, wenn sie das Paradies durch ihre Fleisches Züchtigungen nicht erlangen. Ich habe mich daher etliche mahl baden müssen, so wohl als der

Mylord, damit ich in diesem Hause nur nicht vor contraband gehalten werde. Immittelst belustigen wir uns, wie man zu Paris saget, und schwatzen mit Jungfern und Weibern ohne Aergerniß. Wir gehen im Schlaf-Rock von schlechtem Taffent oder weisser Leinwand herum, welches man im Hembde spatzieren gehen heisset. Sie werden mir gestehen, daß das Vergnügen mit Jungfern und Weibern, die auf gleiche Weise angekleidet sind, herum zu spatzieren, der Mühe wohl werth ist, daß man die Gefahr laufe, etliche Knöpfgen zu bekommen, welche der Gebrauch dieser Wasser verursacht und auch wieder vertreibt. Gleichwie ich mich nur meiner Schuldigkeit zu entladen, um des Wohlstands halber bade, so gebrauche ich die Bäder fast gantz kalt. Und weil das kalte Wasser nichts mineralisches bey sich führet, so habe ich auch noch keine Knöpfgen bekommen. Die meisten Frauens-Personen, die hier sind, befinden sich so wenig kranck, als ich. Man saget, die Schweitzerischen Weiber, so wohl als die teutschen liessen in ihren Heyraths Contract hinein setzen, daß ihnen erlaubt seyn solte, zum wenigsten alle zwey jahr einmahl in die Bäder zu reisen. Nachdem sie ihren Männern viel Caressen erweisen, besuchen sie dieselben auch wohl öfter und zwar vielmahls mit besonderm Nutzen des gantzen Hauses, dafern der Segen, den



7

Dessiné par François Poiré del.

1^{re} VUE DE LA MAISON DES BAINS DE SCHINZNACH.
près de l'Ar, Canton de Berne, dans la proximité du Château de Habsbourg.
 A. P. D. R.

Gravé par Née

Gott den Kindern Israel als eine besondere Gnade verheißen, heut zu Tage noch ein solcher ist. Wenn dieses ist, so sind die Schweitzer darinnen vor andern von dem gütigen Himmel begünstiget, indem ihr Land wie ich glaube, dasjenige ist, wo die Weiber die meisten Kinder bekommen. Die Luft und Landes Art trägt viel darzu bey. Denn die fremden Weiber, die sich hier niederlassen, sind so glücklich als die einheimischen, ihren Männern zahlreiche Nachkommen zu verschaffen.»

David François de Merveilleux
Angenehmer Zeitvertreib in den
Bädern zu Baaden, in der Schweiz,
zu Schintznach und Pfeffers
Dantzig 1739, S. 61–67

Internationale Berühmtheit hatte Schinznach als Tagungsort der Helvetischen oder Schinznacher Gesellschaft erlangt. Diese gesamtschweizerische Vereinigung von Gleichgesinnten für «Bemühungen zum Besten des Vaterlandes» ging auf eine Anregung des Baslers Isaak Iselin (1728–1782) von 1760 zurück und wurde 1762 offiziell in Schinznach gegründet. Jedes Jahr kam man jeweils im Mai 4 Tage in Schinznach zusammen. Mehr und mehr nahmen an den Versammlungen auch die Frauen und Töchter der Mitglieder teil, und es erschienen in- und ausländische Gäste, so dass die Versammlung 1780 nach Olten verlegt werden musste.

An der Versammlung von 1776 nahm auch der seit kurzem in Basel weilende *Karl Gottlob Küttner* (1755–1805) aus Sachsen teil:

«Schinznach den 21sten, Dienstags früh.

Ich war gestern vom Lärm, von der Reise und langem Aufbleiben ermüdet, und gleichwohl mußte ich munter seyn, und Ihnen die Schinznachische Gesellschaft mit allem dem Antheile beschreiben, den ich an ihr nehme. Nie hab ich so viele Menschen beysammen gesehen, die alle auf eine Art leben, die mich entzückt, die mich so stark angezogen und mit innigem Vergnügen erfüllt hat.

Wir stiegen im Hofe ab und fanden da auf einem großen grünen Platze schon auf vierzig Personen von der Gesellschaft, wovon die mehresten auf unsern Wagen zukamen. Einige, die wir kannten, empfingen uns und mach-

ten uns den Umstehenden bekannt; Einer stellt den Andern, ohne viel Redens, ohne Ceremoniel vor, und in kurzer Zeit mag ein jeder alle Andern kennen. – Die Gesellschaft theilt sich in viele Partien, zu denen man sich schlägt und sie wieder verläßt, wie man will; man ist ganz frey, und lebt so ungezwungen, daß sich einer, der es nicht gesehen hat; schwerlich einen Begriff davon machen kann. Ein Theil geht längs den Gebäuden spazieren, ein anderer mitten im Hofe; Andere gehen auf der Wiese, im Walde, an den Ufern der Aar u. s. w. Wenn man zu einer Partie kommt, so findet man natürlich einen oder zwey, die man schon kennt, und diese machen einen mit den Übrigen bekannt. Man geht im Neglige, im Überrock, man legt sich und setzt sich, geht, raucht Tabak, wie Jeder es gut findet. Von allen Mitgliedern werden die Fremden mit mehr als Höflichkeit, mit Güte und wahrer herzlicher Gefälligkeit empfangen. [...]

Was einem Fremden die Schinznachische Gesellschaft außerordentlich interessant macht, ist, daß er Gelegenheit hat, auf einmal Männer aus einer Menge verschiedener Cantone und Orte zu sehen, und wenigstens ihr äußeres Wesen und Thun zu vergleichen. Auch wird er mehr oder weniger Bekanntschaften hier machen, die ihm in Zukunft nützlich und angenehm seyn können. Er sieht einen ansehnlichen Theil der Schweiz, ohne von der Stelle zu reisen, und mag bemerken, wie oft die einen gegen die andern kontrastiren. So sind gegenwärtig Personen hier aus Bern und verschiedenen Städten des Cantons; aus Zürich und Winterthur; aus Basel, Schafhausen, Glarus und Appenzell, aus Solothurn und verschiedenen zugewandten Orten. Ob schon Alle Schweizer sind, so müssen sie doch mannichfaltig unter einander verschieden seyn. So fiel mir z. B. gestern sogleich auf, daß unter allen denen, mit denen ich sprach, die Züricher am leichtesten sich mittheilen. Sie haben etwas, das den Fremden anzieht, ihm Vertrauen einflößt, und macht, daß er sie sucht und sich mit Vergnügen an sie wendet. Das nämliche hab ich an keinem Berner bemerkt, ob ich schon mit verschiedenen derselben geredet habe. In dem ganzen Aeußern, Tracht, Art und Wesen ist zwischen den Männern dieser beiden Cantone ein Unterschied, der dem Fremden im ersten Augenblicke auffallen muß:

Auch fehlt es nicht an Ausländern, die diese Gesellschaft besuchen. so ist z. B. ein Engländer, ein Schottländer, ein Amerikaner und andere Fremde hier, denen allen es hier zu gefallen scheint, wiewohl ich überzeugt bin, daß man deutsch verstehen muß, um wahren Antheil hier zu nehmen. [...]

Abends.

Zur Mahlzeit wird eine Glocke geläutet, und da eilt Jedermann in einen großen Saal, wo wir alle zusammen an Einer Tafel speisen. Gestern Abends belief sich die Gesellschaft ungefähr auf siebenzig Personen. Die Tafel war mit zu vielen Dingen besezt, um mit der eidgenossischen Mäßigkeit und Einfachheit, die man zu Schinznach nie aus dem Gesichte verlieren will, zu bestehen. Man setzt sich, wie man will und wie man kömmt. Nach der Mahlzeit gingen wir in einen großen Saal, der gewöhnlich zum Frühstück gebraucht wird, und wo man verschiedene von Lavaters Schweizerliedern⁷ sang. Die Melodien sind so einfach, daß sie mir im ersten Augenblicke zu schleppend und psalmenmäßig vorkamen. Doch behauptet die Einfachheit immer ihre Rechte; ich fand, daß der kunstlose Ton sich sehr wohl zu diesen Schweizerliedern schicke, und daß die Musik von einigen etwas Jovialisches hat, z. B. Nein, vor dem aufgesteckten Hut u. s. w. Man hat einige Exemplare daliegen: Viele können die mehresten dieser Lieder auswendig; ein Jeder stimmt ein, Männer von funfzig und sechzig Jahren, alles singt.

Die Gesellschaft hat einen Präsidenten, der allemal das Jahr vorher, ehe die Gesellschaft aus einander geht, gewählt wird. Er wird durch die Mehrheit der Stimmen gewählt, muß aber jedesmal aus einem andern Orte seyn.

Nachdem die ganze Gesellschaft diesen Morgen gemeinschaftlich gefrühstückt hatte, hielt dieselbe ihre Sitzung, welcher alle Fremde beywohnen. Der diesjährige Präsident, Herr Zelwegger, ein Kaufmann aus Appenzell⁸, hielt eine Rede, die sich für die Umstände schickte. In diese Rede wird gewöhnlich viel Nationales gebracht: man spricht von der Freiheit der Schweizer, von den Thaten ihrer Vorfahren, ihrer Einfachheit und ihren Tugenden; von der Stiftung der Gesellschaft und ihrem Zwecke; von eidgenossischer Freundschaft und Einigkeit u. s. w. In der gegenwärtigen Rede war eine lange Episode gegen den Luxus, der der Schweiz für nachtheiliger erklärt wurde, als irgend einem andern Lande. Darauf wählte man sechs aus den Mitgliedern, welche die ersten sind und die Commission genannt werden. Dies dauerte etwas über eine Stunde.

Nach geendigter Sitzung gingen etwa sechszehn von der Gesellschaft nebst fünf Musikanten mit blasenden Instrumenten auf das Schloß Habsburg, das dicht an Schinznach liegt, auf einem Berge, den man in einer halben Stunde übersteigt. Was mich das gerührt hat, wie ich auf einem schlechten Wege durch dicke verwilderte Gebüsche endlich an diese Trümmer ehemaliger Herrlichkeit, an dieses Stammhaus der österreichischen

Größe kam! wie es jetzt daliegt in seinen Trümmern, und über seine Kinder trauert, die es verlassen haben, und jetzt, uneingedenk ihrer ehemaligen Wohnung, Herren der Welt sind und einen Theil der Schicksale Europens lenken. Auch flößt dieses Schloß nicht jene melancholischen süßen Empfindungen ein, die das Heidelberger oder andere dieser Art erwecken; es ist zu sehr zerstört, und man betrachtet das, was von Gebäuden noch übrig ist, mit Schauer. Ein Hirt mit seinem Weibe, seinen Kindern und einigen Ziegen bewohnt es, und lebt in seiner Armseligkeit vielleicht glücklicher als Rudolf, denn er weiß seine Wohnung zu schätzen, ist zufrieden, lebt frey und kennt nicht jenen Ehrgeiz, der über die fernen Gebirge hinausgeht. Ich hab ihn mit Vergnügen angesehen und seine Heiterkeit und Zufriedenheit bewundert.

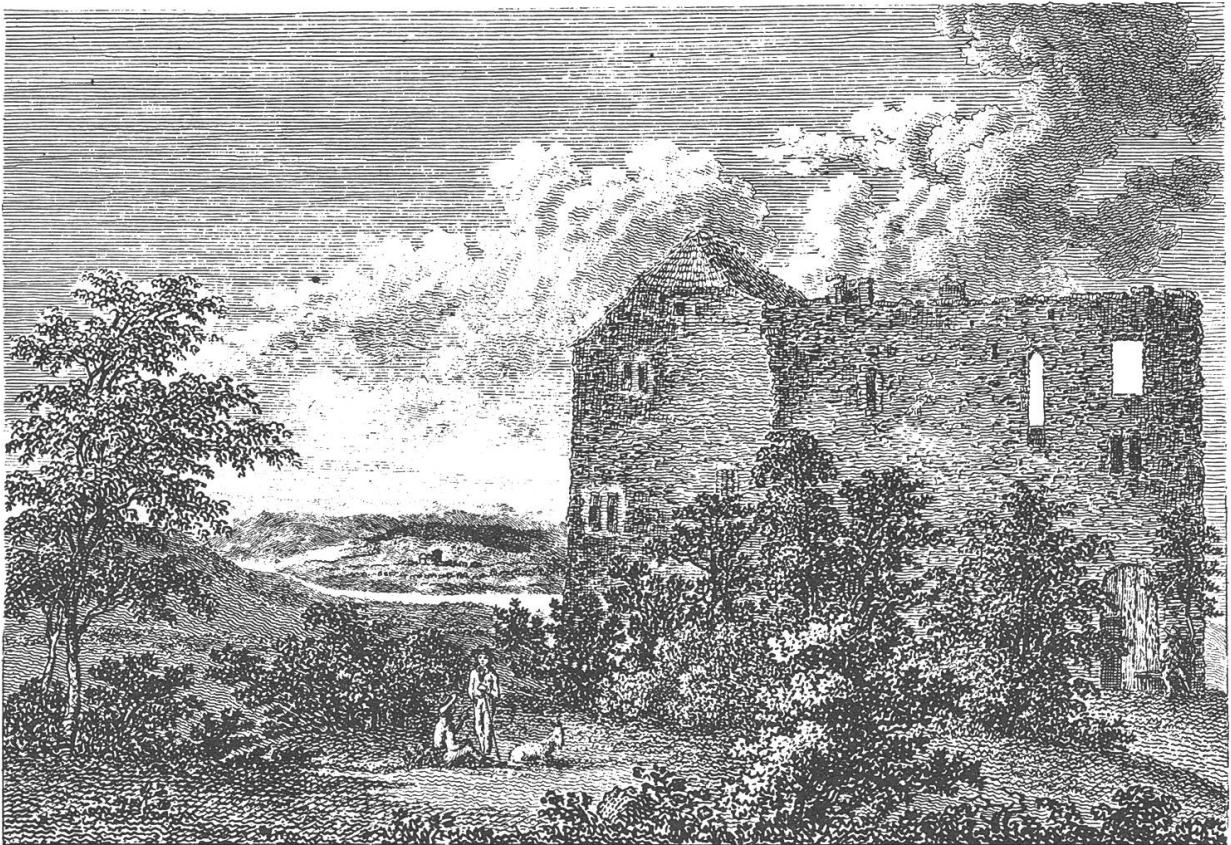
*Um die Aussicht, welche außerordentlich schön ist, sobald man den Berg erstiegen hat, noch besser zu sehen, wollte ich auf den obersten Boden des Schlosses steigen. Bey der dritten Treppe wurde ich durch ein ödes Zimmer aufgehalten, wo ich unzählige Namen sahe; auch der meinige steht jetzt dort. – Kurz vorher, ehe die Gesellschaft nach Schinznach gekommen ist, war ein österreichischer Amtmann hier gewesen. Er ließ sich auch heraufbringen und schrieb an einen Fensterladen: *Josephe dormis? Lavater*⁹ kam gestern herauf und schrieb darunter:*

*Sey Hirt von deinen Schafen,
Schlaf wohl und laß uns schlafen.*

Ich stieg noch weiter und fand auf dem obersten Boden kleine Löcher in der Mauer, die der Erde gleich waren, und die ehemals Fenster gewesen seyn mochten. Ich war nun fast ganz allein, weil dies Steigen den mehresten zu unbequem schien; legte mich auf die Erde, und kam so mit dem obern Theile des Körpers in die dicke Mauer, und o! – Freund, welcher selige wonnereiche Anblick! Wahrlich, der kannte die Natur in allen ihren Schönheiten, der diesen Platz zu seiner Hausung wählte. Das Nächste zuerst: Ein großes viele Stunden langes Thal, in dem die Aar von Mittag nach Abend und Mitternacht einen vollkommenen halben Zirkel macht; auf beiden Seiten die fruchtbarsten Wiesen, hier und da Getraidefelder, Obstbäume, einzeln zerstreute Sennhöfe, Dörfer und kleine Städte, und alles in dem herrlichen Wohlstande, in dem ich alles finde, was ich bisher von der Schweiz gesehen habe. Hie sieht man, wie sich allmählich ein Hügel ins Thal verliert und angenehm mit dem Berge abwechselt, der in einiger Entfernung von ihm sich steil erhebt; dort, wie Wiesen und Wälder mit einander abstechen, und ihre Bäche

im Thal mit einem weißen Schaum in die Aar ergießen. Dann bringt abwechselnd der Schiffer seine kleinen Lasten auf einem Kahne, oder es kommen auf einem kleinen Boote allerhand Waaren und Holz. Auf den Feldern sieht man den fleißigen Landmann, der in seiner Freiheit dahin lebt, und das süße Bewußtseyn mit sich herumträgt, daß das, worauf er arbeitet und pflanzt, und was er ärntet, sein ist, und daß sein Schweiß nicht für Zollbediente, Accise und Steuer ihm die Stirne herabfließt. In der weitem Ferne schließen Berge, die in einem ungleichen, aber beinahe ganzen Zirkel herumgehen, diese schönen Thäler ein. Aber über alles dies hinaus ist das bessere Auge noch beschäftigt, und kann sich an einer Aussicht letzen, die das meinige nur in einem Schleyer sieht.»

Karl Gottlob Küttner
Briefe eines Sachsen aus der Schweiz
an seinen Freund in Leipzig
Leipzig 1785, Teil 1, S. 83–91



Habsburg, und seine Ueberreste.

8

Abbildungen:

Abb. 5 und 7 Aus: Beat Fidel Anton von Zurlauben, Tableaux de la Suisse, ou Voyage pittoresque, Paris 1786.

Abb. 8 Aus: Heinrich August Ottokar Reichard, Malerische Reise durch einen großen Theil der Schweiz, Jena 1805

Alle Vorlagen: Aargauische Kantonsbibliothek Aarau.

Anmerkungen:

¹ Kostniz = Konstanz.

² Versuch über die Art und Weise, wie die Schweizerjünglinge ihr Vaterland bereisen sollten. Vorgelesen in der Helvetischen Gesellschaft, in Arau, von Herrn Pfarrer Bridel, 1795. Winterthur 1796, S. 27 f.

³ Stelle = Stilli.

⁴ *Johann Georg Zimmermann* (1728–1795), Vorrede zu «Erfahrung in der Arzneikunst», Zürich 1763.

⁵ Die beiden Reliefs befanden sich in der linksseitigen Uferbefestigung unter der Brücke. Sie gelangten ins Kantonale Antiquarium (Inv. Nr. 49 a,b) und befinden sich heute im Heimatmuseum Brugg.

⁶ Der früher fälschlich als «Gemach der Agnes» bezeichnete Raum ist der einzig erhalten gebliebene des im letzten Jahrhundert abgebrochenen nördlichen Klosterteils; er wird heute «Schatzkammer» oder «Schatzhäuschen» genannt.

⁷ *Johann Caspar Lavater* (1741–1801), Schweizerlieder, Bern 1767.

⁸ *Johannes Zellweger* (1730–1802) aus Trogen besass eine der grössten Handelsfirmen der Schweiz.

⁹ *Johann Caspar Lavater* (1741–1801), ref. Pfarrer und Schriftsteller in Zürich, verfasste u. a. die «Schweizerlieder».